

Die Wunder der Weihnacht

Es gibt nur wenige Wörter in der deutschen Alltagssprache, deren Entstehungszeit und Urheber genau nachweisbar sind. Eines dieser Wörter ist das Verb *weihnachten*. Es erschien zum ersten Mal 1862 in dem Gedicht »Knecht Ruprecht« von Theodor Storm (1817–1888): »Von drauß' vom Walde komm ich her; / Ich muss euch sagen, es weihnachtet sehr!«

Storm, dessen 125. Todestag in diesem Jahr begangen wurde, hatte zum Weihnachtsfest ein besonders inziges Verhältnis. »Sobald die Adventszeit nahte und draußen der erste Schnee fiel, geriet er in Feststimmung: Lebkuchen wurden gebacken, Geschenke gebastelt, Apfel, Nuss und Mandelkern bereitgehalten, damit endlich, unterm prachtvoll geschmückten Tannenbaum, die ganze Familie beisammensitzen und behaglich feiern konnte. Worüber Theodor Storm, unermüdlich, jahrein jahraus, detailliert in Briefen an seine Freunde und Kollegen berichtete« (Heiko Postma).

Dabei war Storm keineswegs gläubig, ja nicht einmal religiös. Schon in seinem Elternhaus hatte er keine christliche Prägung erfahren: »Von Religion oder Christentum habe ich nie reden hören«, schrieb er 1873 an seinen Freund Emil Kuh. »Ein einzelnes Mal gingen meine Mutter oder Großmutter wohl zur Kirche, oft war es nicht; mein Vater ging gar nicht, auch von mir wurde es nicht verlangt. So stehe ich dem sehr unbefangen gegenüber; ich habe durchaus keinen Glauben aus der Kindheit her, weiß also auch in dieser Beziehung nichts von Entwicklungskämpfen; ich staune nur mitunter, wie man Wert darauf legen kann, ob jemand über Urgrund und Endzweck der Dinge dies oder jenes glaubt oder nicht glaubt.« Und 1886 äußerte er gegenüber dem Pastor Carl Hunnius: »Da das Christentum mir nicht eine persönliche, traditionelle Macht aus den Tagen der Kindheit gewesen ist, schätze ich es als eine bloß historische Erscheinung. Gegenstand innerer Lebensüberzeugung und Erfahrung ist es mir nicht geworden.«

Diese rein diesseitige Orientierung stieß freilich in Zeiten der Krise an ihre Grenzen. Als 1865 Storms erste Frau Constanze starb, klagte er wiederholt:

»Wenn ich doch glauben könnte!« Seine Haushälterin berichtete später: »Ich weiß es und sah es, wie er unter seiner Überzeugung litt.« An seinen gläubigen Dichterkollegen Eduard Mörike schrieb er: »Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes sind die beiden furchtbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen unablässigen Kampf aufgenommen habe.« Und doch konnte er sich nicht zum Glauben durchringen; schon ein Jahr später äußerte er sich gegenüber seiner zweiten Frau Dorothea wieder sehr herablassend: »Du möchtest mich zu Deinem kindlichen Glauben führen, mein Do? Das wäre wohl gegen den natürlichen Lauf der Dinge. [...] Sei Du, mein Do, ein Kind, so lange es Dir möglich und natürlich ist; ich zwinge Dich nicht, ich warte ruhig die Zeit ab, wo das Kind auch hierin mein ebenbürtiges Weib wird.«

Die Geschichten der Bibel waren für Storm nur »süße fromme Märchen«. Dennoch sang er, wie seine Tochter Gertrud bezeugt, im Schein des Weihnachtsbaums alljährlich das Lied »Stille Nacht«, also auch die Zeilen »Christ, der Retter, ist da« und »da uns schlägt die rettende Stund, / Christ, in deiner Geburt«. Wenn das Lied verklungen war, so Gertrud Storm, »umstehen [wir] den Baum und lassen die Wunder der Weihnacht still auf uns wirken«.

Eine solche heimelige Stimmung wünschen sich auch heute noch viele Menschen an Weihnachten herbei – und dem *eigentlichen* »Wunder der Weihnacht«, der Menschwerdung des Sohnes Gottes, schenken sie genauso wenig Beachtung wie Theodor Storm. Wir dagegen können uns selbst durch das abgesungenste Weihnachtslied noch daran erinnern lassen: »Christ, der Retter, ist da!«

Michael Schneider